

SEI DOCH FROH, DASS DU ÜBERHAUPT AUSGESTELLT WORDEN BIST!

Orthopraxie. Eine feministische Kritik an eine patriarchale Ausstellungspolitik

Christine Baur interviewt Judith Klemenc über ihre Performance*

Die Ausstellung „*Schönheit vor Weisheit. Das Wissen der Kunst und die Kunst der Wissenschaft*“ im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum ist eine Kooperation mit der Universität Innsbruck anlässlich des Jubiläums 350 Jahre Universität Innsbruck. Sie widmet sich dem Verhältnis von Kunst und Wissenschaft und verknüpft die Vergangenheit mit der Gegenwart. Die Ausstellung wird im Landesmuseum vom 27.9.2019 bis zum 1.3.2020 gezeigt.

Die Arbeit „Orthopraxie“ von Judith Klemenc entstand 2002 und wurde vom Bund angekauft. Im booklet, das der Einladung zur Ausstellung beigelegt war, wird die Arbeit beschrieben: „Judith Klemenc (geb. 1970) legt mit über 50 Betonpflastern einen schwer begehbaren Weg der ‚Orthopraxie‘ (griech. orthós, ‚richtig‘, und prāxis, ‚Tun‘, ‚Handeln‘). Auf jeden Stein sind, samt Umschlag, Doppelseiten einer griechischen Ausgabe der Bibel kaschiert. Die schweren und brüchigen

Betonsteine werden zum allmählich verfallenden Monument des richtigen Handelns. Das Beschreiten von vornormierten, sich aber dem eigenen (Lebens-)Verständnis entziehenden Pfaden wird als unmöglich postuliert. Persönliche Entwürfe für das Sein und das Werden entstehen kontinuierlich durch Prozesse des Erforschens von noch nicht gesetzten freien Wegen der Erkenntnis.“

Ch.B.: *Wie und wann hast du erfahren, dass deine Arbeit im Rahmen der Ausstellung „Schönheit vor Weisheit“ gezeigt wird?*

J.K.: Ich fand eine Einladung zur Eröffnung sowie das Booklet „Schönheit vor Weisheit“, in der meine angekaufte Arbeit „Orthopraxie“ aus dem Jahr 2002 sehr schön beschrieben angekündigt wurde, in meinem Briefkasten.

Ch.B.: *Hat man dich im Vorhinein informiert, dass deine Arbeit ausgestellt wird? Mit welchem Gefühl bist du zur Eröffnung gegangen?*

J.K.: Nein, ich wurde nicht informiert. Ich bin voll stolz und Vorfreude zur Eröffnung gegangen. Ich habe meine Arbeit lange nicht mehr gesehen und freute mich, sie wieder zu sehen. Bei der Vernissage habe ich einen Bekannten getroffen, mit dem ich durch die Ausstellung ging, Räume mit Einzelpositionen, ein größerer mit mehreren, und der große Raum im Obergeschoß mit vielen Positionen. Laut Booklet war meine Arbeit „Orthopraxie“ unmittelbar an diesen Raum angelegt. Tatsache war, dass die geöffnete Türe mit der Aufschrift „Ausgang“ auf einen Art Vortrags- und Veranstaltungsraum, gefüllt mit Stühlen, Bänken, Ablagen, Büchern ... hinwies, aber definitiv nicht auf einen Ausstellungsraum. Ich habe meine Arbeit im ersten Moment gar nicht wahrgenommen. Mein Bekannter hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass sie in der Ecke liegt: reduziert auf zwei Reihen und auf die Hälfte der Steine, und nicht wie konzipiert, in einer Dreierreihe und 51 Steine.





© Daniel Jarosch

Ch.B.: *Wie war das für dich, was hast du empfunden?*

J.K.: Für mich hat dadurch eine Sinnpervertierung stattgefunden, eine Reduktion und Abwertung. Sowohl durch die Reduktion und Veränderung der Arbeit als auch durch den Ort der Präsentation. Ich habe mich durch die Art der Darstellung und den Ort der Ausstellung gedemütigt und missbraucht gefühlt.

Ch.B.: *Nicht missverstanden, sondern missbraucht?*

J.K.: Ja genau – Gefühle wie Scham, Hilflosigkeit und Schmerz sind aufgetaucht. Meine Arbeit lag da vor mir – diffamiert und reduziert.

Ich war hilflos und beschämt und wütend und habe das auch zu einigen gesagt.

Darauf bekam ich die Antwort: „Geh, Judith, reg dich nicht auf, sei froh und dankbar, dass du überhaupt ausgestellt wirst.“

Ch.B.: *Also eine zweite Demütigung?*

J.K.: Ja. Am nächsten Tag habe ich eine mail an den Kurator geschrieben und um ein Gespräch gebeten. In der Antwort meinte der Kurator, er müsse sich zuerst mit den Kuratorinnen besprechen.

Zusätzlich habe ich mich bei der IG bildende Kunst erkundigt, ob es erlaubt ist, nur einen Teil eines Werkes zu zeigen und habe erfahren, dass dies gegen das Urheberrechtsge-

setz spricht. Es hat mich gestärkt zu wissen, dass ich ein Recht darauf habe, dass meine ganze Arbeit ausgestellt wird.

Mir wurde in einem Gespräch im Vortragsaal im Beisein aller vier Kurator*innen angeboten, die ganze Arbeit auszustellen, noch weiter hinten in der Nähe des Aufzuges. Das habe ich abgelehnt – eben weil es nicht angeht, dass eine Arbeit, die den Ausschluss von Frauen thematisiert, im Ausschluss präsentiert wird.

Ch.B.: *Wie bist du aus der Beschämung ins Handeln gekommen? Was hat dich gestärkt?*

J.K.: Gestärkt hat mich das Wissen um mein Recht, da ist es für mich auch eine politi-

sche Aktion geworden – ich wollte für eine gewisse Form von Respekt und Wertschätzung gegenüber feministischen Arbeiten sensibilisieren.

Und die Sichtweise von vielen, dass ich doch ruhig sein soll und froh sein, dass ich überhaupt ausgestellt werde, hat mich wütend gemacht und mich in meiner feministischen Positionierung gestärkt.

Ch.B.: Ist es zum Gespräch mit dem Kurator gekommen?

J.K.: Ja. Es gab ein Gespräch mit den Kuratorinnen und dem Kurator, doch bei diesem wurde mir eben der Platz beim Lift sowie beim Lichtschacht angeboten.

Nach diesem Gespräch haben die Kuratorinnen mit mir Kontakt aufgenommen und mit mir die Performance als Möglichkeit, meiner Arbeit zu ihrem Recht zu verhelfen, ausgearbeitet.

Es war klar, dass der Titel *„Eine feministische Kritik an eine patriarchale Ausstellungspolitik“* heißen soll und so auch angekündigt wird. Im Katalog wurde nachträglich eine Seite eingefügt, in der die ganze Arbeit gezeigt wird, das habe ich wahrlich nicht erwartet.

Ch.B.: Gab es die Erkenntnis, dass durch die nur teilweise Ausstellung deines Werkes genau das passiert, was deine Arbeit thematisiert?

J.K.: Nein.

Ch.B.: Ist diese Erkenntnis erst gekommen, weil du interveniert hast?

J.K.: Ja!

Ch.B.: Was müsste geschehen, damit so etwas mit feministischen Arbeiten nicht passieren kann?

J.K.: Ich glaube, es war den Kurator*innen



nicht bewusst, vor allem den Kuratorinnen, durch die bedingte Dynamik, dass es nicht nur um einen Platzmangel für die Arbeit geht. Es war sicher nicht mutwillig, es war wenig Platz da und weiter wurde offensichtlich nicht gedacht.

Ch.B.: Was ist da passiert?

J.K.: Mir kommt vor, wenn Arbeiten nur dazu da sind, um Positionen von Kurator*innen zu schmücken, dann brauchen wir keine künstlerischen Arbeiten mehr – die werden zur Deko degradiert. Dann wäre der Kurator der Künstler und nicht die Künstlerin oder der Künstler.

Ch.B.: Was müsste sich ändern, damit so etwas nicht mehr passiert?

J.K.: Es wäre notwendig, dass Künstler und vor allem Künstlerinnen das Bewusstsein über den Inhalt der eigenen Arbeit, den Stolz darauf und den Willen etwas damit auszudrücken prioritär setzen und nicht der Verführung ausgestellt zu werden unterliegen.

Und seitens der Kurator*innen bräuchte es eine Art Frage-Katalog, den man durchgehen kann um sich über die eigene Ausstellungspraxis klar zu sein...

- in welchen Dynamiken ist man gefangen?
- stelle ich mehr Frauen oder Männer aus?
- mache ich koloniale Ausstellungspolitik?
- oder suche ich Positionen, die miteinander etwas in Schwebelage bringen und dadurch vielleicht auch Widersprüche entstehen können?



© Daniel Jarosch

Ch.B.: Wenn man dein Werk verstanden hat, kann man es dann so reduziert ausstellen?

J.K.: Nein, das kann man eigentlich nicht tun.

Ch.B.: Die Beschreibung im booklet zeigt, dass die Arbeit verstanden wurde und trotzdem wurde sie reduziert dargestellt.

J.K.: Ich glaube in dem ganzen Stress des Ausstellungsaufbaues und der Dynamisierung von Kräfteverhältnissen ging die Frage verloren, WIE wollen wir der Arbeit „orthopraxie“ gerecht werden. Es ging dann eher nur mehr darum, wie und wo bekommen wir sie unter.

Ch.B.: Was wäre geschehen, wenn du gefragt worden wärest, ob aus Platzmangel ein Teil der Arbeit weggelassen werden könnte?

J.K.: Dann hätte ich immer gesagt, ganz oder gar nicht.

Ch.B.: Wurde die Idee der Performance unterstützt, weil sie Angst vor deinem Furor hatten oder aus Verständnis für dein Anliegen?

J.K.: Die drei Kuratorinnen haben in vielerlei Hinsicht unterstützend gewirkt. Wir haben uns auf einer feministischen, solidarischen Ebene sehr gut verstanden. Es sollte mir und meiner Arbeit Raum gegeben werden, damit

eine gewisse Heilung geschehen kann.

Ch.B.: Wie ist die Arbeit an der Performance gelungen? Da ist ein neues Werk entstanden – war das schwierig?

J.K.: Die Arbeit an der Performance bewirkte Klärung und noch einmal Auseinandersetzung für mich, als auch für die Kuratorinnen. Am Ende würde ich meinen, dass der Prozess, den wir durchliefen, für uns ein sehr wichtiger und klärender war. Wir setzten uns miteinander und untereinander auseinander, wir loteten aus, wir spürten nach, Erfahrungen flossen ein, wir reflektierten. Das war eine sehr schöne Erfahrung.

Ch.B.: War das heilsam?

J.K.: Ja! Schlussendlich legten wir gemeinsam die Arbeit in ihrem Sinne aus, 51 Steine in einer Dreierreihe, hielten es per Video fest, sammelten sie wieder ein, legten sie in dem Transportbehälter und schoben jenen am Rand der Ausstellung. Heute läuft die Videodokumentation über einen Monitor am Eingang der Ausstellung. Wie ein roter Faden beginnt die Ausstellung mit der Performance und endet mit der Transportkiste. Am Anfang das In-Bewegung-Seiende, am Ende das Verpackte, das bewegte.

*Anmerkung

Die Performance: „**orthopraxie. performance. eine feministische kritik an eine patriarchale ausstellungspolitik**“ fand am 26.11.2019 im Tiroler Landesmuseum statt. Aus der Ankündigung:

„Die Arbeit „Orthopraxie“ aus dem Jahr 2002 wurde im Rahmen der Ausstellung „Schönheit vor Weisheit“ verändert und verkleinert präsentiert, was zu einer Fehlinterpretation führt, die wesentliche Aspekte der künstlerischen Position ausblendet. Die Künstlerin hat in Zusammenarbeit mit den Kurator*innen eine Möglichkeit gefunden, die Arbeit zu ihrem Recht zu verhelfen und gleichzeitig die Grenzen des kuratorischen Eingreifens in Frage zu stellen. Sie haben ein prozessuales Ausstellen von ‚Orthopraxie‘ im Rahmen einer Performance entwickelt, die aufgezeichnet wird und anschließend Bestandteil der Ausstellung sein wird. In der Performance wird ein kontinuierliches Reflektieren über Strategien und Dynamiken von Sichtbar-Machen und somit auch von Unsichtbar-Machen nicht nur für Ausstellungsmacher*innen sondern auch für Betrachter*innen als notwendig beleuchtet werden, das Scheitern und der Widerstand unabdingbar, um miteinander ins Gespräch zu kommen.“

JUDITH KLEMENC ist Künstlerin und Autorin, zahlreiche Ausstellungen, Preise, Stipendien und Publikationen. Forschungsschwerpunkte: kritische Geschlechterforschung, Migration und Bildung. www.judithklemenc.at

CHRISTINE BAUR ist Juristin und Mediatorin. Sie lehrt Genderrecht an der Universität Innsbruck.